

## Eine Reise nach Sambia – eine Lektion in Demut

*Schon seit 15 Jahren unterstützt Jens Augner das Tikondane Community Centre in Sambia, in dem unter der Leitung der gebürtigen Berlinerin Elke Kröger-Radcliffe in bewundernswerter Weise versucht wird, Menschen durch Ausbildung, Gesundheitsförderung und einen Arbeitsplatz einen Weg aus der Armut zu ermöglichen. Auch ich leiste seit einigen Jahren einen Beitrag dazu. Höchste Zeit also, vor Ort zu sehen, was „Tiko“ eigentlich ist. Und dann sehe ich so viel mehr und kehre reich beschenkt aus einem armen Land zurück...*

*von Dagmar Neblung*

Zum ersten Mal überhaupt in Afrika, zum ersten Mal unter einem Moskitonetz geschlafen – Exotik pur? Bei weitem nicht so fremd, wie es 7500 Kilometer von zu Hause sein sollte, die Geranien im Garten unserer Unterkunft in Livingstone sind mir sogar viel zu vertraut. Die Amtssprache ist Englisch, angenehm vertraut, wenn auch mit afrikanischem Akzent. Natürlich gibt es in Livingstone – einer Stadt, die dank Tourismus in den letzten Jahren stetig wächst und in der Weiße zwar interessant, aber nichts Besonderes sind – asphaltierte Straßen und Autos, und das ziemlich neue Taxi, das uns vom Flughafen zur Unterkunft bringt, hat eine Einparkhilfe, die sich anhört wie die in meinem Auto zu Hause in Berlin. Aber es gibt viel weniger Autos, viele davon kämen niemals durch den TÜV und Benzin ist kaum billiger als in Deutschland, während viele Sambier traurige ein bis zwei Euro am Tag verdienen. Da wundert es nicht, dass der Minibus, in dem wir zu den Victoria-Fällen fahren – in der lokalen Sprache übrigens Mosi-oa-Tunya = „donnernder Rauch“, ein sehr viel treffenderer Name als der der ehemaligen britischen Kolonialherren – nur 1,5 (!) Liter tankt. Die Fahrt kostet pro Person 50 Cent und bietet Sambia auf Tuchfühlung. Man sitzt in Viererreihen, so hat ein Bus incl. Fahrer und Schaffner 20 Plätze, mindestens, bei Bedarf finden sich noch Stehplätze. Wenn man Pech hat, sind die drei anderen ein bisschen korpulent... Der Bus fährt los, wenn er voll ist. Und wenn Wahltag ist, kann es passieren,



Foto: Katharina Forche

dass der Fahrer am Wahllokal anhält und wählen geht. Die Fahrgäste warten dann halt eine halbe Stunde – und meckern? Weit gefehlt, sie lachen. Das ist dann alles schon fremd, aber entwaffnend sympathisch und mir lieber als jedes Taxi.

Frauen und auch schon kleine Mädchen in den Straßen Livingstones und später während der ganzen Reise tragen sehr aufwändig geflochtene Frisuren, sind die Haare glatt, sind es fast immer einfache Perücken, die ca. die Hälfte der Frauen zu bevorzugen scheint. Die Kleidung ist europäisch-amerikanisch. (Auf dem Land tragen die Frauen allerdings überwiegend den Chitenge, einen langen Wickelrock aus bunt gemusterten Stoffen. Bein zu zeigen, gilt als unpassend.)



Chor der Angestellten in Tiko (Foto Dagmar Neblung)

Wir sind schon eine Weile in den Straßen unterwegs, als ich den ersten weißhaarigen Mann sehe. Fremd? In Deutschland nicht, aber in Livingstone fällt mir jetzt erst auf, wie jung die Menschen hier sind.

Dann geht es acht Stunden lang mit dem Reisebus nach Lusaka. Aber die Landschaft ist doch ganz fremd? Erst glaube ich, ich hätte früher zu viele Afrika-Dokus gesehen, bis ich begreife, warum mir das alles nicht wirklich exotisch vorkommt: Natürlich gibt es in Deutschland keine Savannenlandschaft, aber Bäume sind Bäume, wenn sie auch im Detail anders aussehen, und Flüsse sind Flüsse, ob sie nun Zambezi oder Havel heißen. Zum ersten Mal fühle ich, die ich mich ein Leben lang voller Freude als Berlinerin, Deutsche und Europäerin definiert habe, dass ich auch Bürgerin dieser einen Erde bin, unser aller Erde. Vielleicht ist das sogar das Wichtigste und man kann es erst weit weg von zu Hause erfahren? Jedenfalls habe ich diese Lektion ein für alle Mal gelernt.

Anders als zu Hause ist natürlich, dass an jeder Station Frauen an den Bus kommen, um Bananen, Zwiebeln, Tomaten und Mohrrüben zu verkaufen, die sie traditionell auf dem Kopf balancieren. Da kauft sich der Busfahrer während eines Staus schon mal eine Jogginghose. Eine Busfahrkarte kauft man am Tag vor der Fahrt im Kiosk vor Ort. Als Weißer kann man sicher sein, dass man von jungen Männern angesprochen wird, die sich eine kleine Provision

verdienen, wenn man das Ticket bei ihrer Busgesellschaft kauft. Das sieht aus, als ob sie herumlungern, vielleicht sagt man sogar: „Die sollten mal arbeiten.“ Aber eine (andere) Arbeit gibt es nicht für sie – also Vorsicht mit solchen Urteilen.

In Lusaka heißt der größte Supermarkt Spar, es gibt Ariel und Kinderüberraschungseier. Enttäuschend vertraut, aber das ist nun mal die globalisierte Welt, in der wir leben. Es ist alles da, was man braucht, aber die meisten Dinge, zum Beispiel Zucker und Milch, kosten kaum weniger als in Deutschland, während viele Sambier immer noch traurige ein bis zwei Euro verdienen. Da wird klar, dass die aus dem Flugzeug mitgebrachte Zuckertütchen in Tiko zum echten Geschenk werden. Fremd und beschämend zugleich, sind sie doch für mich nie mehr als Souvenirs gewesen.

In größeren Orten gibt es einfache Märkte, auf denen es alles Mögliche und Unmögliche in großen und kleinen Portionen gibt. Ja, ich gebe es zu: Die gerösteten Raupen waren mir dann doch zu exotisch und fremd.

Und Tiko? Im Vorfeld der Reise hatte ich mich gefragt, was ich dort eine ganze Woche lang tun sollte. Frisch aus Berlin eingeflogen den Menschen etwas beibringen? Welche Arroganz! Für genug Programm sollte dann von Elke gesorgt werden; sie selbst lebt vor Ort unter sehr einfachen, sambischen Gegebenheiten angepassten Bedingungen. Mein Respekt vor ihrer trotz aller Rückschläge unermüdlichen Arbeit könnte nicht größer sein.

Aber ausgerechnet in Tiko fühle ich mich anfangs sehr fremd. Da ist der heftige Terpentingeruch in unserem Humboldt House (mit Terpentin reinigt man Räume, um Insekten und anderes Getier zu vertreiben) und mein spartanisch eingerichtetes, sehr kleines Zimmer.



Foto Katharina Forche

Aber durch die zahlreichen Kontakte mit den Menschen in Tiko ändert sich das schnell, nach kurzer Zeit fühle ich mich wie zu Hause.

Bei einer Führung lernen wir die verschiedenen Departments und ihre Produkte kennen: Da wird Seife hergestellt, genäht, gestrickt und gewebt, Erdnussbutter produziert und werden

Erdnüsse geröstet. Diese einfachen Erzeugnisse werden in zwei kleinen Läden verkauft. Ein bescheidener Umsatz, aber wichtig für Tikos Unterhalt.

Aber dann wird uns ein gewaltiger Unterschied in der Mentalität deutlich. Wir sehen einen Solarofen. Großartig, dass es den hier gibt, was könnte in Afrika mit zwölf Stunden Sonnenschein pro Tag sinnvoller sein? Doch er wird offensichtlich nicht benutzt. Als wir fragen, ob er kaputt sei, hören wir: „No, but it's not warm enough.“ Keiner von uns ist Physiker, aber dass Solarenergie aus Licht und nicht aus Wärme gewonnen wird, ist sogar uns klar. Als wir Elke danach fragen, erklärt sie uns, dass es den Angestellten zu aufwändig sei, ihn (er ist ziemlich groß) zu säubern und jeweils nach dem Licht auszurichten. Deshalb werde kein eigenes Brot mehr gebacken und alles andere auf traditionelle Weise hergestellt, oft genug mit Einsatz von Holzkohle – mit fatalen Folgen für die Umwelt. Afrika, der abgehängte Kontinent: Ich verstehe ein bisschen besser, warum das so ist.

Es sind immer wieder die Kinder, die mich ganz besonders begeistern und bewegen. Wenn wir durch ein Dorf laufen, haben wir schnell einen ganzen Schwarm um uns herum. Sie lassen sich gern fotografieren und wenn man ihnen dann die Fotos zeigt, lachen sie staunend oder begeistert. Den Ball, den sie gern hätten, haben wir leider nicht dabei.

Als wir die in Sambia obligatorische Pre-School in Tiko besuchen, sind dort gerade 45 Drei- bis Sechsjährige mit Bauklötzen beschäftigt, um die Feinmotorik zu fördern.



Foto Katharina Forche

Drei Lehrerinnen betreuen sie sehr professionell und mit großer Zuneigung. Zwei Dinge treffen mich hier und bei anderen Gelegenheiten zutiefst: Ich kenne diese Gesichter, die ich doch nie zuvor gesehen habe: Die wachen, kessenen Jungsgesichter und die schon früh in sich ruhenden, souveränen Mädchengesichter und die vielen anderen. Bis auf die Hautfarbe sind es dieselben Gesichter wie in den Klassen im Humboldt-Gymnasium, sie sind mir zu meiner Überraschung überhaupt nicht fremd: eine Erde halt. Traurig macht der Gedanke an ihre Zukunft: Was immer sie zu leisten bereit und fähig sind, sie haben qua Geburt auch nicht ansatzweise dieselben Chancen, wie die Kinder bei uns.

Tisauke, eine Angestellte in Tiko, soll uns zu einem Mustergarten führen und es ist ihr wichtig, uns auf dem Weg ihr eigenes Haus zu zeigen. Für sambische Verhältnisse ist es recht groß, ein großer Raum und vier kleine, aus Ziegelsteinen gemauert, aber die Fenster sind zugemauert. Trotz der finanziellen Unterstützung von Tiko hat das Geld für Fensterrahmen und vor allem für das teure Glas noch nicht gereicht. Es werden sofort Stühle für uns geholt, obwohl wir ja nur wenige Minuten bleiben werden. Wir bewundern das Haus ehrlich. Als wir gehen wollen, gibt Tisauke jedem von uns mit einem Knick und den anderen in Sambia üblichen Gesten der Ehrerbietung die Hand: „Zicombo kwambiri“ („Vielen Dank“). Ich brauche einen Moment, bis ich begreife: Tisauke fühlt sich durch unseren kurzen Besuch so geehrt. Warum? Weil wir Weiße sind und Weiße ihr üblicherweise nicht die Ehre geben. Wieder fühle ich mich zutiefst beschämt, ich hatte doch nicht einmal ein Geschenk mitgebracht. Ich will keinen Abstand zwischen den Einheimischen und mir, aber er ist immer da. Als Weiße fühlen wir uns tolerant, wenn wir sagen, dass die Hautfarbe für uns keine Rolle spiele, doch das ist gut gemeint und dennoch ignorant, denn für den Nicht-Weißen ist sie jederzeit präsent.\*

Vielleicht sollte jeder, der Empathie empfindet, so eine Reise machen. Lebendiger kann einem nicht vor Augen geführt werden, dass die meisten unserer alltäglichen Probleme nicht wirklich wichtig sind und wir uns mehr in sambischer Gelassenheit üben sollten, statt zu meckern und uns über Kleinigkeiten aufzuregen.

Außerdem habe ich eine reiche Lektion in Dankbarkeit und Demut bekommen. Als ich nach meiner Rückkehr meinen Kühlschrank wieder aufgefüllt habe, bin ich zum ersten Mal im Leben wirklich dankbar dafür. Ja, natürlich arbeite ich für mein Geld, aber das tun meine Kollegen in Sambia auch, und können dennoch von meinem Kühlschrank und seinem Inhalt wohl nur träumen. Ich hatte einfach mehr Glück: Ich bin in einem klimatisch angenehmen, politisch stabilen Staat mit materiell abgesicherten Verhältnissen zur Welt gekommen. Das wurde mir geschenkt, ich habe es mir nicht verdient. Aber die, die nicht so bevorteilt sind, verdienen unseren uneingeschränkten Respekt.

---

\* \* Zufällig habe ich ausgerechnet in Sambia einen sehr lesenswerten Roman zu diesem Thema gelesen: *Small Great Things* von Jodi Picoult, erschienen bei Ballantine Books, 2016. Die deutsche Übersetzung ist für Oktober angekündigt.